

Das Eigenheim im Stadtumland war das Symbol von Leistung und Freiheit. Dies Lebensmodell ist durch die Krise bedroht, aber die „großstädtische“ Alternative ist vorerst noch eine Mogelpackung

Kann die Freiheit umziehen?

Von Gerd Held

Es gibt so etwas wie eine „Urszene“ der gegenwärtigen Finanzkrise. Vor einem Einfamilienhaus in einer amerikanischen Suburb steht ein vollgepacktes Auto. Die Bewohner schließen das Haus ab und stecken den Schlüssel in einen Briefumschlag, adressiert an die Bank, die ihnen den Kredit zum Hauskauf gab. Mit dem Schlüssel geben sie die Pflicht ab, den Kredit zu bedienen, denn andere Sicherheiten hatte die Bank nicht verlangt. Sie lassen aber auch den Traum von einem eigenen kleinen Reich der Freiheit, das sie selber bauen können, zurück. Das Auto wird sie nicht weiter ins offene Marlboro-Land bringen, sondern in eine Mietwohnung – zurück in die Stadt.

Man kann die Geschichte der gegenwärtigen Krise als Geschichte der Gier und der fiktiven Bankprodukte erzählen. So machen es die linken Ankläger des Kapitalismus gerne, aber das ist eine sehr oberflächliche und leichtsinnige Erzählung. Sie unterschlägt die Vorgeschichte, die der Kreditakrobatik vorausging – eine Siedlungsgeschichte: Für breite soziale Schichten erwies sich das eigene Haus und Grundstück als unbezahlbar, die reale Marktwirtschaft konnte die notwendigen Erträge nicht erwirtschaften. Die Arbeitsmärkte schufen zwar mehr Beschäftigung, aber keine Mittelklassenlöhne. Dann kam die Preisrevolution beim Öl dazu, die das aufwendige Fahren und Heizen in suburbanen Lagen noch teurer machte. Das suburbane Siedlungsmodell war also schon abgewertet. Die fiktiven Bankprodukte vertuschten die harten Konsequenzen und ließen sie lange Zeit im Verborgenen wachsen. Jetzt

taucht die Krise auf und heißt „Bankenkrise“, aber sie ist im Grunde die Krise eines sozialen Siedlungssystems, das von der Marktwirtschaft nicht mehr getragen werden konnte. Das Siedlungssystem ist eine Tiefenschicht von Wirtschaft und Politik. Wenn Millionen von Hausbesitzern ihre Kredite nicht mehr bezahlen können, dann spiegelt das nicht nur eine Branche wieder, sondern alle Branchen quer durch eine Volkswirtschaft. Ein Haus lebt länger als eine Generation, daher erzählt sein Wert auch von Zukunftshoffnungen. Die Menschen zahlen für etwas, das erst viel später in diesem Haus stattfinden wird: das Aufwachsen der Kinder, das eigene Leben im Alter, die Fortführung durch Erben.

Das Haus, das da am Anfang der gegenwärtigen Krise steht, ist ein grundlegender Baustein unseres Lebensmodells. Denn das Haus steht nicht nur in den USA, sondern auch – in unterschiedlichen Facetten – in den Niederlanden, in Frankreich, in der Schweiz, in Skandinavien oder am Mittelmeer. Seine Ausbreitung nach Osteuropa ist ein Symbol des Sturzes des Eisernen Vorhangs. In Deutschland war es „das“ Symbol der sozialen Marktwirtschaft. Die entscheidende Volkspartei der Bundesrepublik, die CDU/CSU führte dies Haus gerne in ihren Wahlplakaten. Das Eigenheim ist ein Politikum, aber ein sehr lebensweltliches, humanes und populäres Politikum. Wenn hier eine Krise ausbricht, berührt das ein millionenfaches Grundvertrauen. Das Eigenheim ist als Vertrauensgrundlage so wichtig wie die Vertrauensbindungen zwischen den großen Organisationen. Wir können uns nicht leichtfertig

von diesem Eckwert unserer Welt verabschieden, ohne die Folgen für unsere Freiheit zu bedenken.

Die Eigenheimsiedlungen im Umland unserer Städte sind oftmals als Orte des Spießertums denunziert worden. Man sah nur Gartenzwerge, geharkte Wege und minutiös geschnittene Hecken. Zu Unrecht. Über mehrere Jahrzehnte betrachtet, erwiesen sich die Eigenheimsiedlungen als eine gebaute Zivilgesellschaft – gerade durch ihren Abstand zu den zentralen Orten von Politik und Wirtschaft. In diesem Abstand lag eine kunstvolle Balance zur Welt von Arbeit und Geschäft. Das eigene Haus war die sichtbare Bestätigung für die Leistung, die im Erwerbsleben erbracht wurde. Diese Bestätigung wurde nicht mehr so stark wie früher unmittelbar am Ort des Erwerbslebens, also im Betrieb oder Büro, gesucht. Sie wurde ausgelagert. Das war auch eine Art Tauschgeschäft der Freiheit: Im eigenen Heim konnten die Bürger ein Stück entspannter Souveränität leben. Es war kein Rückzugsort in eine passive Biedermeierei, sondern ein zweiter Tätigkeitsraum. Haus und Garten wurden gepflegt und weitergebaut, Bildung und Gesundheit der Familie entwickelt und gehütet; eine wohldosierte Nachbarschaftshilfe und ein Vereinsleben gehörten auch dazu. Im Gegenzug konnten die Menschen dann recht gut den Stress einer Berufswelt eingehen, in der die Zwänge der Großorganisation herrschten. Ihre Bilanz von Freiheit und Realitätstüchtigkeit stimmte, auch wenn beides – stärker als je zuvor in der Geschichte der Bürgergesellschaft – an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten stattfand.

Der Bürger wurde in einem ganz tiefen Sinne „Pendler“ zwischen zwei Welten. Die unzähligen kleinen Reiche der Freiheit im Umland der großen Systeme waren nicht nur als Konsummodell erfolgreich. Sie verkörperten eine aktiv gelebte, leistungsbereite Freiheit. Die hohe berufliche Motivation wurde nicht geringer, aber die berühmt-berüchtigte „zackige Disziplin“ der Deutschen wurde durch den Filter die-

ses Pendelmodells gelöst. Die zunehmende Entspannung und Befriedigung der Gesellschaft nach innen und außen – diese Erfolgsgeschichte der Bundesrepublik – wurde nicht gegen die suburbane Eigenheimsiedlung geschrieben, sondern mit ihr. Aus anderen Ländern, nicht zuletzt aus den USA, wären andere Erfolgsgeschichten einer Zivilisierung durch das Eigenheimmodell zu erzählen.

Vor diesem Hintergrund kann man ahnen, welche Verschiebung am Boden der gegenwärtigen Krise stattfinden. Neben der Finanzkrise gibt es eine Siedlungskrise. Hier geht es nicht nur um Immobilienwerte, sondern um ein Lebensmodell, dem die jüngere westliche Moderne einen Großteil ihrer Überzeugungskraft verdankte. Wenn sich heute viele Menschen fragen, was ihr Haus wert sein wird und ob es sich lohnt, in diesen Standort für ihre Altersversorgung und ihre Kinder zu investieren, dann fragen sie auch danach, was aus ihrem Lebensmodell wird. Für breite Schichten ist die Möglichkeit, den Traum vom eigenen Heim zu verwirklichen, in eine unerreichbare Ferne gerückt. Ihr Umzugswagen fährt in eine andere Richtung – in die Stadt, die für die meisten die Mieterstadt sein wird. Welche Möglichkeiten wird es dann geben, Freiheit wirklich zu leben? Wie kann eine Balance zwischen Leistung und Freiheit gefunden werden? Wenn die Menschen umziehen müssen, dann können sie ihre Freiheit nicht einfach mit einpacken und in einer ganz anderen Siedlungsform wieder auspacken. Das Lebensmodell der Freiheit muss sich verändern.

Seit geraumer Zeit ist davon die Rede, dass die politischen Parteien ein „großstädtisches“ Profil brauchen. Besonders bei der CDU/CSU ist – von innen und außen – dieser Ruf zu hören. Richtig ist daran das Gefühl, dass etwas mit dem Lebensmodell, mit dem das bürgerliche Lager sich identifiziert, nicht stimmt. Instinktiv wird auch gespürt, dass die Fragen des Lebensmodells letztlich bei der Siedlungsweise konkret werden. Aber was soll eigentlich „großstädtisch“ bedeuten? Man denkt irgendwie

an Toleranz, Weltoffenheit und ein entspanntes Multikulti. Aber das ist eine Mogelpackung. Denn die sozialen Schichten, die sich hier „entspannt“ zeigen, sind nicht die Schichten, die mitten im Berufsstress stehen. Sie haben „langsame“ Berufe mit vielen Zeiträumen oder Projektberufe, die nur ein überschaubares Engagement haben. Oder sie haben überhaupt kein Berufsleben, weil sie Empfänger von Transferleistungen sind. Das gilt auch für die „jungen Bildungsschichten“, die vielgepriesenen Vorkämpfer eines großstädtischen Lebensmodells. Sie wohnen zwar in der Stadt, aber hier fehlt ein entscheidendes Merkmal: die Leistung. Das großstädtische Profil, das das neue Vorbild sein soll, kennt nur eine leistungsferne Freiheit. Dies Profil ist keine Kunst, die Toleranz muss sich gar nicht durch einen Ertrag ausweisen. Die Hauptdarsteller des viel zitierten „urbanen Lebensstils“ sind großenteils berufliche Biedermeier, die in Schonräumen des Erwerbslebens ihre Existenz gefunden haben. Ihr Leistungsleben ist alles andere als turbulent. Sie benutzen eine optische Täuschung: Die zahlreichen Arbeitsplätze der Großstadt, die deren geschäftiges Leben ausmachen, werden von Menschen ausgefüllt, die morgens in die Stadt einpendeln und abends in ihre Häuschen im Umland zurückkehren. Erst wenn diese Menschen, die tatsächlich Freiheit und Leistung verbinden, ihre ganze

Spannweite in der Großstadt unterbringen könnten, wäre die Aufgabe gelöst.

Man könnte nun sagen, die Zwänge der Krise würden die klassischen Leistungsträger schon dazu bringen, in die Stadt zu ziehen. Gerne werden hier auch ökologische Notwendigkeiten und höhere Energiepreise ins Feld geführt. Aber damit ist die Tiefe des Problems auch nicht verstanden: Wenn das urbane Lebensmodell nur eine Einsicht in die Notwendigkeit darstellt, fehlt das Motiv der Freiheit. Wie soll ohne gelebte Freiheit eine entspannte, zivilisierte und doch starke Leistungsbeurteilung neu entstehen oder ihre Fortsetzung finden? Auch hier erweist sich das „Großstädtische“, das beschworen wird, um dem bürgerlichen Lager eine Mehrheit zu sichern, vorerst noch als Mogelpackung. Eine CDU/CSU, die um jeden Preis „großstädtisch“ werden wollte, würde nicht wirklich etwas dazugewinnen. Sie würde nur ein entscheidendes Merkmal des bürgerlichen Lagers, die Verbindung der Freiheit mit der Leistung, verlieren. Und doch bleibt die Aufgabe bestehen. Eine bürgerliche Freiheit für alle kann nicht mehr im Pendelmodell zwischen Eigenheimfreiheit und Erwerbsleistung Erfüllung finden. Die Freiheit muss umziehen. Sie muss neue Formen der Teilhabe finden, um die millionenfach bewährte Tugend der Eigenheimbürger fortzuführen.

(Manuskript vom 25.10.2008, erschienen als Essay in der „Welt am Sonntag“ am 2.11.2008 unter der Überschrift „Eigenheim und Leistung: Die Freiheit zieht um“)